

WALLY ZEPLER · DAS PSYCHISCHE PROBLEM IN DER FRAUENFRAGE



GENOSSE Edmund Fischer hat sich wirklich ein Verdienst um das weibliche Geschlecht erworben, als er vor einem Jahre in den *Sozialistischen Monatsheften* zu einer Kritik unserer Auffassung in der Frauenfrage die Anregung bot.¹⁾ Die lebhafteste Diskussion, die sich überall in der sozialistischen Presse an seinen Artikel knüpfte,²⁾ die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, die zu Tage traten, waren Beweis genug für die Berechtigung seiner Behauptung, es gebe in dieser Frage gar keinen feststehenden sozialdemokratischen Standpunkt. Wie sollte das auch möglich sein, wo es sich, wie hier, um Anschauungen handelt, die in sich neben allen wirtschaftlich-soziologischen so überaus komplizierte psychologische Probleme umschliessen, Probleme, die sich naturgemäss dem statistischen Nachweise, der Messung durch die Zahl so völlig entziehen! Zu der Schwierigkeit, die in den Dingen selbst liegt, kommt nun in der Tat die rein methodologische Unklarheit, die Oda Olberg treffend hervorgehoben hat, das heisst die Unklarheit und Zerfahrenheit der Problemstellung. Statt, wie es unerlässlich wäre, zunächst einmal genau zu untersuchen, wieweit wir überhaupt aus dem Seienden Schlüsse auf das werdende ziehen dürfen, wieweit wirkliche Sicherheit über die Beobachtung des Jetzt gewonnen werden kann, statt den Kern des Ganzen herauszuschälen und von allem Nebensächlichen loszulösen, werden gerade hier, wo es sich gar nicht um eine einheitliche, sondern um einen Komplex der verschiedensten Fragen handelt, alle Argumente bunt durcheinandergewürfelt, wird Licht und Schatten je nach der Parteien Hass und Gunst mit möglichst groben Effekten verteilt. Es bleibt mir deshalb nichts übrig, als zuvörderst die methodologische Unterfrage noch einmal kurz zu berühren.

Mit Recht fordert Oda Olberg an einer Stelle ihres sehr interessanten Artikels, dass vor jeder Untersuchung dieser Art der einzelne sich darüber klar werde, wieweit er an eine unabänderlich vorgezeichnete geschichtliche Entwicklung glaube, das heisst an eine Entwicklung, die, von menschlichem Wollen und Wünschen unbeirrbar, ihre mit Notwendigkeit vorausbestimmten Bahnen zieht. Ich stehe hier auf dem Standpunkt, dass der Komplex des verschiedenen Wünschens und Strebens der Menschen — sei dieses selbst nun aus wirtschaftlichen Strömungen oder aus ethischer oder geistiger Erkenntnis geboren — die historische Entwicklung nicht sowohl beeinflusst, als einfach darstellt. Das heisst, aus den Gegensätzen des Fühlens und Denkens, aus dem harten Kampf der Ideen ringt sich langsam das werdende empor. So betrachtet, erscheinen zum Beispiel alle, auch die gegensätzlichsten, Geistesrichtungen unter den Frauen als Ausdruck gewisser Entwicklungskräfte, aus deren schliesslichem Zusammenwirken sich die Bahn des zukünftigen Geschehens bestimmt. Das

¹⁾ Edmund Fischer: *Die Frauenfrage* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1905, I. Bd., pag. 258 ff.

²⁾ In den *Sozialistischen Monatsheften* sind nach dem oben genannten Artikel Fischers noch die folgenden erschienen: Oda Olberg: *Polemisches über Frauenfrage und Sozialismus*, *ibid.*, 1905, I. Bd., pag. 301 ff., Emma Ihrer: *Die proletarische Frau und die Berufstätigkeit*, *ibid.*, 1905, I. Bd., pag. 443 ff., Edmund Fischer: *Die Familie*, *ibid.*, 1905, I. Bd., pag. 532 ff., Curt Hartwig: *Einige Randbemerkungen zur Frauenfrage*, *ibid.*, 1905, II. Bd., pag. 876 ff., Hope Bridges Adams I. chmann: *Die Arbeit der Frau*, *ibid.*, 1905, II. Bd., pag. 1031 ff.

wird, wie ich glaube, auch Oda Olbergs Anschauungen nicht widersprechen. Wenn sie aber dann fragt: »Sind diese Bestrebungen [der Frauen] nach Entfaltung . . . im Einklang mit dem Interesse der Gesamtheit?«, so scheint mir die Frage in dieser Fassung verfehlt. Als im Einklange mit den Interessen der Gesamtheit müssen wir in diesem Sinne vielmehr alle Bestrebungen, alle Ansätze zu neuen Typenbildungen ansehen, die sich durchzusetzen versuchen, insofern sich in ihnen vielleicht ein frischer Antrieb, ein Bewegungsimpuls zum Wachsen und Werden neuer, noch unbekannter Lebensformen äussert. Gewiss ist es nicht ausgeschlossen — zumal in jenen Perioden, da die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft ins Wanken geraten, und der Boden für eine neue Daseinsform der Menschheit bereitet wird —, dass manches, was sich uns als lebenskräftiger Werdetrieb darstellt, sich schliesslich als Entartungs- oder Fäulniserscheinung erweist. Wo aber sollten wir ein Kriterium dafür finden, was den Interessen der Gesamtheit dienen mag in einer Zukunft, die in ihren Einzelzügen noch völlig dunkel vor uns liegt? Wie sollen wir unter den geistigen Typen der Gesellschaft scheiden zwischen Entartungs- und Übergangstypen? Kann doch auch jede Übergangsform, solange sie eben Übergang, das heisst den neuen Lebensbedingungen noch nicht vollständig angepasst ist, lange Zeit im Kampfe ums Dasein zwischen Vernichtung und Fortentwicklung gestellt sein und deshalb den zerstörenden Mächten gegenüber besonders schwer zu ringen haben. Oder auf geistiges Gebiet übertragen: Kann doch sehr wohl ein etwas ungebildeter, in der Entfaltung begriffener Menschentypus, wie die sogenannte *neue Frau*, lange Zeit vom Manne und der Gesellschaft als ein störendes, seinen Lebensbedingungen unvollkommen angepasstes Geschöpf empfunden werden, ja sich selbst so empfinden, während er, als soziale Erscheinung betrachtet, dennoch die Linie des Fortschritts bezeichnet.

So bleibt meiner Ansicht nach, will man einen Ausgangspunkt für eine wirklich einwandfreie Kritik des Frauenproblems gewinnen, einzig zu fragen: Wo und in welchem Umfang ruhen schon im Schosse der Gegenwart klar erkennbare Keime zu neuen Gefühlswertungen und zu tatsächlichen Neubildungen im Frauenleben? Also die möglichst eindringende Analyse dessen, was da ist oder sich doch bereits heute vor unseren Augen gestaltet.

Diesen Standpunkt betont Fischer selbst mehrfach mit Schärfe gegenüber verschiedenen Argumenten seiner Gegner, die sich zuweilen in allerdings recht vagen Zukunftsträumereien verlieren. Und hier ist er durchaus im Recht. Denn, so merkwürdig es auf der einen Seite berührt, wenn er sich offenbar eine sozialistische Zukunftsgesellschaft nur unter dem beinahe unveränderten Bilde unseres heutigen Lebens vorzustellen vermag, so unfruchtbar sind andererseits alle Hinweise auf die ganz subjektiven Vorstellungen, unter denen sich der oder jener die Zukunftsgestaltung etwa *denken* könne. Mit Fischers Grundprinzip bei der Erörterung des Problems können wir uns an sich also einverstanden erklären. Aber so ganz ohne ein Eindringen in etwaige Fehlerquellen, wie bei ihm die Untersuchung angefasst wird, dürfen bei derartigen Fragen Beobachtungen und Schlüsse denn doch nicht gewonnen werden, wenn das Ganze mehr sein soll, als eine persönliche Meinungsäusserung.

Ein methodischer Fehler ist zum Beispiel meiner Ansicht nach, wo es sich, wie hier, um rein psychologische Entwicklungstendenzen handelt, die Unterschätzung

der ausschlaggebenden Bedeutung der Minoritäten für jeden sozialen Fortschrittsgedanken. Fischer schliesst fortdauernd aus den Empfindungen und Neigungen der Mehrzahl der heutigen Frauen oder auch Männer auf die Gestaltung der Zukunft. Er vergisst dabei vollständig, dass sich neue Gefühls- und Gedankenbahnen als Ausdruck und Vorläufer sozialer Neubildungen zunächst stets in einer kleinen, erst ganz allmählich anschwellenden Minderheit verkörpern, dass also gerade umgekehrt aus der schwächeren Zahl der seelisch Höchstentwickelten, aus der dünnen geistigen Oberschicht einer Epoche sich langsam das Erdreich für das Kommende bereitet. Aus diesem selben Grunde ist es stark angreifbar, zur Norm für die Beobachtung der Entwicklungstendenzen im Frauenleben die Arbeiterfrau, die Proletarierin überhaupt zu nehmen. Gewiss ist es klar, dass auch in einer nichtkapitalistischen Welt die Mehrzahl aller Menschen, eventuell also auch aller Frauen, beruflich nicht geistig anregende und befriedigende, sondern rein körperliche Arbeit würde leisten müssen. Das heisst jedoch durchaus noch nicht, dass wir aus den Neigungen, Gefühlen und Wünschen der geistig unausgebildeten, gering differenzierten Durchschnittsproletarierin von heute auf den Durchschnitt der zukünftigen Frauengenerationen schliessen dürfen. Denn eines wenigstens bleibt doch wohl für unser aller Auffassung des Kommenden unbestreitbar: die Annahme einer relativ weitgehenden geistigen Ausbildung sämtlicher Gesellschaftsglieder. Nur auf der Grundlage einer solchen Ausbildung aber, wie sie wirtschaftliche Notwendigkeiten heute schon einer kleinen Minderheit der Frauen nahe gelegt haben, sind eben diese wenigen zu der besonderen Auffassungsweise des Lebens gelangt, die dem modernen Weibe in seinen verschiedenen Lebensäusserungen und Geistesrichtungen eigentümlich ist. Deshalb erscheint es mir zehnmal richtiger, als Zukunftstypus des Weibes die heutige Ärztin, Lehrerin und Journalistin in ihrer Denk- und Empfindungsweise gelten zu lassen, als die heutige Arbeiterin. Ist doch wirklich bestimmend für das Fühlen und Sein der Menschen lange nicht so sehr die äussere Beschäftigung, der sie einen Teil des Tages widmen, als die geistige Höhenstufe, von der aus sich ihr Umblick in der Welt, ihr geistiger Horizont feststellt. Eine Überlegung, die, nebenbei gesagt, stets von sozialistischer Seite zu wenig berücksichtigt wird. Daher die häufige Unterschätzung der kulturellen und soziologischen Bedeutung der Entwicklungsanlagen, die in der bürgerlichen Frauenbewegung zum Ausdruck kommen.

Das waren einige der Einwände, die ich gegen Fischers persönliche Art, zu argumentieren, geltend machen musste. Was aber unsere ganze, nunmehr festgestellte Untersuchungsmethode, die Beobachtung des tatsächlich schon heute Gegebenen, betrifft, so birgt sie naturgemäss noch ganz andere Fehlerquellen, die in der generellen Unvollkommenheit jeder derartigen sozialen Analyse liegen. Einer Unvollkommenheit, die zum Teil niemals aufzuheben ist, soweit sie nämlich auf der Art menschlichen Sehens und Denkens überhaupt beruht, über deren Einfluss wir uns aber mindestens doch irgend eine Rechenschaft ablegen müssen, bevor wir aus unseren Beobachtungen Behauptungen folgern und scheinbar sichere Schlüsse ziehen. Kein einzelner Mensch sieht und wertet eigentlich jemals wirklich objektiv. Vielmehr prägen sich jedem einzelnen aus der Fülle von tausenden verschiedenartiger, nebeneinander bestehender Dinge diejenigen besonders scharf ein, die seiner seelischen

Organisation gemäss sind, auf die sein Auge gleichsam von vornherein eingestellt ist. Das erklärt die anscheinend merkwürdige Tatsache, dass sich zwei verschieden organisierte Naturen selbst bei dem lebhaftesten Wunsche nach Verständigung nicht über Fragen einigen können, die inneres Erkennen fordern, wie gerade unser Problem des weiblichen Empfindens in Bezug auf Mutterschaft und Liebe. Jeder fühlt da nicht nur, sondern sieht auch ausschliesslich persönlich und deshalb nur sehr begrenzt richtig. Eine gewisse Objektivität der Erkenntnis kann darum nur gewonnen werden durch den Zusammenklang der Erfahrungs- und Beobachtungsergebnisse vieler, und zwar möglichst verschiedener Individualitäten. Diese Überlegung lässt eine Diskussion über das Frauenproblem, wie sie hier in den *Sozialistischen Monatsheften* stattfand, gerade durch das einander Widerstrebende der zum Ausdruck gebrachten Anschauungen wertvoll erscheinen. Sie fordert andererseits, dass man jede subjektive Auffassung da, wo sie tatsächlich persönliche Empfindungen, nicht bloss Spekulationen wiedergibt, als gleichberechtigt, zugleich aber eben nur als kleine Teilwahrheit gelten lässt. Eine Fülle solcher Teilwahrheiten: das ist alles, was wir als Resultat des Meinungskampfes gewinnen können.

Es will mir nun scheinen, als seien merkwürdigerweise fast von allen Diskutierenden gerade diejenigen Tatsachen arg vernachlässigt worden, die vielleicht die eigentümliche Wesenheit des modernen Menschen, des Mannes, wie des Weibes, am prägnantesten deutlich machen und deshalb am allergeeignetsten sind, als Ausgangspunkt für die Beurteilung unseres Problems zu dienen. In allererster Reihe: Kein einziger unter allen Sprechern für und wider hat eigentlich die Ehefrage berührt, noch auch irgend eine Kritik der heutigen Ehe gegeben. Ganz kurz wies wohl der eine oder andere auf die Möglichkeit oder Denkbarkeit einer neuen Form des Liebeslebens in der Zukunft hin; aber über die Aussichten einer solchen inneren Revolutionierung des Daseins haben wir wenig erfahren.

Das liegt vielleicht daran, dass es immer etwas heikel ist, sich an eine ganz veränderte Vorstellung unseres seelischen Lebens heranzuwagen, an die Vorstellung eines Daseins, das unserem menschlichen Fühlen ein ganz neues Zentrum schüfe. In der Tat stellt dies eine starke Anforderung an die Kraft unserer Phantasie und widerstrebt direkt unserem Geistesbedürfnis nach einem festen und bekannten Ausgangspunkt unseres Denkens. Jedenfalls ist es Tatsache, dass die sogenannte *freie Liebe*, wengleich sie, wie so manches andere Wort, in der sozialistischen Agitation eine gewisse Rolle spielt, in den Köpfen der meisten Sozialisten durchaus nicht als eine erhebliche Wandlung der gesamten erotischen Beziehungen der Geschlechter erscheint, sondern nichts weiter darstellt, als die von Gesetzeszwang befreite monogamische Ehe. Damit hängt es aufs engste zusammen, dass im Grunde auch das Frauenproblem ganz losgelöst von seiner psychologischen Basis behandelt wurde, dass es gar nicht hinaus kam über die Unterfrage der Wirtschaftsführung und Kinderpflege in der Zukunft.

Auch darin hat Edmund Fischer recht. Es scheint sich in den Anschauungen mancher Genossinnen in diesen Dingen ein leiserer oder deutlicherer Umschwung vollzogen zu haben nach der Seite des Alten und Altbekanntes hin. Die sehr umgrenzte Freiheit, die Adele Gerhard und Helene Simon, die Ellen Key und andere predigen, ist es, die wohl auch viele Genossinnen heute

meinen, wenn sie von Frauenbefreiung reden. Ellen Key und ihre Anhänger, zu denen sich nun auch Edmund Fischer zählt, betrachten Geisteskultur und Persönlichkeitsbewusstsein offenbar als etwas Festes, Teilbares, als ein Erkenntniselement, das man in bestimmten Dosen schlucken kann. Sie sehen nicht die Lebensumgestaltende Kraft, die dem geistigen Wachsen innewohnt, und die fortdauernd Fesseln und Grenzen jeder Art, auch die der sozialen Nützlichkeit und der Bequemlichkeit für das Einzelindividuum zu sprengen droht. Sie dekretieren für das Weib der Zukunft erhöhte Geisteserziehung, Anteilnahme am sozialen und öffentlichen Leben, ästhetische Kultur, psychologische und pädagogische Durchbildung — und sie merken nicht, dass dies bedeutet: die Revolution im Frauenleben, die Revolution in der Ehe diktiert. Das hätte nun mit unserer Frage nichts zu tun, wenn es sich bei alledem nur um eine wirklichkeitsfremde Sehnsucht, um leere Wünsche einzelner reformbedürftiger Köpfe handelte. Das aber ist nicht der Fall. Die Forderung vertiefter Geistesbildung und individualisierender Erziehung des Weibes entsprang vielmehr, wie wir alle wissen, der sozialen Entwicklung; sie hat sich bereits heute für einen kleinen Teil des weiblichen Geschlechts durchgesetzt, und ihre Erfüllung für die grosse Mehrheit der Frauen ist — als Ausfluss des Gedankens gleicher Ausbildung — eine Konsequenz, mit der wir rechnen müssen. Dann aber heisst es für uns, die wahrscheinlichen Folgen dieser tiefreichenden Umgestaltung da aufzusuchen, wo sie schon heute fassbar sind: in der Ehe- und Liebesauffassung des modernen Menschen.

Wie mir nun scheinen will, können wir kaum im Zweifel darüber sein, dass diese Auffassung jener Begrenzung des weiblichen Freiheitsstrebens, den Wünschen nach einem Festhalten der Frauen innerhalb der Umschränkung des Familien- und Mutterschaftsideals offen Hohn spricht. Um es einmal recht schroff auszudrücken: Die Ehe als allgemein soziale Institution setzt geradezu das Gegenteil geistiger Individualisierung, sie setzt stärkstes Vorwiegen des rein geschlechtlich-erotischen Elementes im Weibe voraus. Denn nur, wo das vorhanden, kann der Frau jenes harmonische Sicheinschmiegen in die Lebensrichtung, in den Neigungs- und Anschauungskreis des Mannes gelingen, das ihr, wie dem Manne, dauerndes eheliches Glück verspricht. Das ist ganz und gar keine theoretische Behauptung, sondern es ist eine reine Abstraktion aus den Tatsachen des Lebens. Es hat einen tiefen, inneren Sinn, dass heute so häufig eine oft bittere, ja lebenshemmende Unbefriedigung dem Eheleben gerade gross und rein empfindender Naturen den Stempel aufdrückt, dass die Ehe nicht etwa nur dem Weibe, sondern mindestens ebenso sehr dem Manne von hoher geistiger und seelischer Sensibilität so häufig zur Schranke freier und vollendeter Persönlichkeitsentfaltung wird. Und es ist kein Zufall, sondern der Ausdruck gleicher Ursachen und gleicher Geschehensverknüpfung, dass in den Perioden schrankenlosen Freiheitsstrebens und besonders hoher Persönlichkeitswertung, in der romantischen, wie in der vorrevolutionären französischen Philosophenepoche, sich genau die gleichen Gegenströmungen gegen die Ehe geltend machten, wie heute.^{*)} Nun sind allerdings die Ver-

^{*)} Dem hier naheliegenden Einwand gegenüber, dass es sich somit heute, wie in jenen Zeiten, nur um vorübergehende Geistesströmungen handeln könne, möchte ich darauf hinweisen, dass eben heute im Gegensatz zu damals solche Strömungen ihre eigentliche Grundlage in rein wirtschaftlichen Wandlungen finden und deshalb höchst wahrscheinlich zum Ausgangspunkt kommender tatsächlicher Umgestaltungen werden dürften.

hältniszahlen der glücklichen und unglücklichen Ehen nicht gut durch Zählungen oder statistische Aufnahmen festzustellen, und deshalb bleiben schliesslich alle Behauptungen darüber denen gegenüber immer unbeweisbar, die die Dinge eben in anderem Lichte sehen. Gerade hier muss ja das Moment zur stärksten Geltung kommen, auf das ich vorhin hinwies: die Subjektivität jeder derartigen sozialpsychologischen Erfahrung. Einen klaren objektiven Gradmesser für die Wahrheit unserer Schlüsse besitzen wir aber dennoch: das ist der künstlerische, speziell der dichterische Ausdruck des Empfindungsinhalts unserer Zeit. Und es dürfte schwerlich von irgend jemandem bestritten werden, dass die Dichtung sämtlicher Kulturnationen sich niemals früher so tief mit der Analyse des Eheproblems beschäftigt und dass sie nie die Tragik des Ehelebens, seine hemmenden und zerstörenden Seiten so scharf und oft so ausschliessend beleuchtet hat, wie heute. Und, was unsere anfängliche Behauptung ebenfalls stützt, auch in der Dichtung ist fast immer ein Aufwiegen des erwachenden Individualitätsbewusstseins im Weibe oder aber ein feindliches Aufeinanderstossen zweier nicht harmonisch abgestimmter Persönlichkeiten die tiefste Ursache der Unbefriedigung oder der inneren Leere in der Ehe. Das heisst also, in letzter Reihe wirkt die spezifisch *moderne* Entwicklung zunächst des Weibes und dann des Menschen überhaupt auflösend auf das eheliche Zusammenleben. Und die theoretische Überlegung kann nur bestätigen, was die Dichtung, wie die Erfahrung des modernen Lebens lehrt.

Es klingt manchem höchst verlockend, wenn Genosse Fischer uns von der Traulichkeit des Heims erzählt, in dem Mann und Weib, umringt von Kindern, ein ideales Dasein führen. Die Wirklichkeit sieht — auch soweit nur das eheliche Verhältnis an sich, nicht etwa materielle und sonstige Not in Frage kommt — ganz anders aus. Die sogenannte *glückliche* Durchschnittsehe, selbst wo sie von keinem Sturm bedroht, von keinen besonderen Unglücksfällen des Lebens erschüttert wird, stellt eigentlich nichts weiter dar, als ein behaglich-ödes Philisterium, in dem nicht die erotische Leidenschaft allein, sondern auch die geistige und seelische Lebendigkeit, die Entwicklungs- und Wandlungskraft des Wesens langsam ertötet wird. Die sensitiven, immer neuer Lebensreize besonders bedürftigen Naturen versuchen der Alltäglichkeit und Gleichförmigkeit des Ehelebens durch versteckte oder offene Liebeständeleien und *Verirrungen* zu entinnen, die auf seiten des freier gestellten Mannes als die beinahe selbstverständliche Ergänzung des Eheglückes zu gelten pflegen. Und der Mann findet zudem die stärkste Auslösung des geistigen Bewegungs- und Lebenstriebes in der Berufsarbeit, die, auch wo sie an sich langweilig und wenig anregend ist, schon dadurch befruchtend und auffrischend wirkt, dass sie Verkehr nach aussen und mannigfaltige Beziehungen vermittelt. Durch den Beruf gleichen sich für den Mann zum grössten Teil die Schädigungen des Ehe- und Familienlebens aus. Um so schärfer treten sie für die Frau hervor. Nach einigen Jahren der Ehe finden wir häufig genug selbst ursprünglich bewegliche, lebhaft empfindende Frauennaturen stumpf und gleichgültig geworden, das träumerisch-sehnsüchtige Wesen des Mädchens in banalste Alltäglichkeit, in echten Hausfrauengeist verkehrt. Ja, geistige Interesselosigkeit, Beschränktheit und Enge der Auffassung, Mangel an jedem Persönlichkeitsbewusstsein sind beinahe das Charakteristikum der etwas älteren Ehefrau, ein Resultat,

das nicht gerade zeugt für die tiefbeglückende Wirkung des Familienlebens. Oder — von dem problematischen Begriff des *Glückes* einmal völlig abgesehen — das jedenfalls nicht zeugt für die Kraft des Ehelebens, die wertvolleren, individuellen Eigenschaften im Weibe auszulösen, es in seiner menschlichen Persönlichkeit zu heben und zu fördern. Im Augenblick, wo wir nun umgekehrt eine starke Steigerung geistig-seelischer Ausbildung, persönlichen Wert- und Freiheitsempfindens, eine Erhöhung auch aller denkbaren, seelisch-sinnlichen Entwicklungsmöglichkeiten für das Weib voraussetzen — welche Wirkung auf die zukünftige Gestaltung der Ehe müssen wir da erwarten? Offenbar eine auflösende oder mindestens eine ihren Tendenzen nach langsam zersetzende.

Die Versimpelung und Abstumpfung des Frauengeistes durch das Ehe- und Familienleben erklärt sich hauptsächlich aus zwei Momenten: dem Mangel an Konzentration der geistigen und Lebensenergieen in einer Tätigkeit, die ihre Anregung immer nur aus sich selber saugt, sich niemals nach aussen in Geltung setzt, niemals der anfeuernden Kontrolle Fernerstehender unterliegt, und dem allmählichen Verdorren der Keime zu eigener Anschauungs- und Daseinsgestaltung durch das notwendige Sicheinfügen in den Lebens- und Ideenkreis des Mannes. Die geistig reife Frau wird sich naturgemäss diesen beiden Momenten gegenüber aktiv abwehrend verhalten. Selbst abgesehen von allen technisch-wirtschaftlichen Gesichtspunkten, die, wie Oda Olberg sehr richtig bemerkt, in einer sozialistischen Gesellschaft die masslose Vergeudung von Arbeitskraft durch eine Beschränkung der Frauenarbeit auf hauswirtschaftliche Einzelbetriebe ausgeschlossen erscheinen lassen, ist auch diese Art der Betätigung für die Mehrzahl der Frauen nur möglich, solange das weibliche Geschlecht fast mit Bewusstsein zu stumpfem Hindämmern, zu einem mechanisch vegetierenden Leben erzogen wird. Jedem lebendigeren Geist und jedem energisch zielbewussten Schaffenstrieb wird die reine Hausfrauentätigkeit, wie sie die Einzelwirtschaft erheischt, als ein plan- und kraftloses, unmethodisches Arbeiten erscheinen; auf jeden lebendigeren Geist wird sie deshalb lähmend und entnervend wirken. Und wenn Fischer all dies auch zehnmal wieder als *Damenbetrachtungen und Damenauffassung* charakterisieren sollte, und wenn er behauptet, es sei angenehmer für das Weib, die eigene Wirtschaft zu besorgen, als zum Beispiel stundenlang die ertötende Arbeit an einer Maschine zu leisten, so verkennt er zunächst vollständig die Erhöhung des Selbstbewusstseins, die jede planvolle Tätigkeit in einem Beruf mit sich bringt, sei dieser, welcher er immer wolle, und ferner kann man auch die rein mechanische Berufsarbeit in einer höheren Wirtschaftsform nicht ohne weiteres mit der heutigen Art der Fabrikarbeit in Parallele stellen.

Was nun jenes zweite der weiblichen Entwicklung ungünstige Moment des Ehelebens betrifft, den starken Zwang geistiger Unterordnung unter den Mann, so ist einzusehen, dass hier für das individuellere entwickelte Weib die mannigfaltigsten Keime für neue Konflikte und Kämpfe in der Ehe liegen. Wo zwei Individualitäten oder auch nur zwei Menschen mit selbständigen Ideen, Neigungen und Wünschen sich gegenüberstehen, wo nicht mehr dem Manne allein, sondern auch dem Weibe die tausend Reize und Erfahrungen des Daseins fordernd, lockend, umbildend nahetreten, da sind unendlich zahlreichere Wahrscheinlichkeiten gegeben, sich auseinanderzuleben, sich innerlich zu entfremden und abzustossen, als heute. Nun gibt es auch heute schon ein grosse Zahl

von Fällen, wo zwei Gatten einander fremd geworden sind auf Grund innerer Wesensverschiedenheiten, die erst allmählich mit der langsam wachsenden Lebensreife zu Tage traten. Heute wird oft genug nach aussen eine solche Ehe aufrechterhalten, während nicht das leiseste persönliche Band mehr Mann und Frau vereinen; ja, es bleibt nicht allzu selten selbst da noch die Ehe bestehen, wo Sympathie und Liebe sich nicht nur in Gleichgültigkeit, sondern in versteckteren oder offeneren Hass gewandelt haben. Dass derartige Empfindungs-umschläge tatsächlich möglich sind — und durchaus nicht nur als Ausnahmeerscheinungen —, weiss jeder Beobachter des Lebens. Wenn trotzdem die höchste Gleichgültigkeit, wenn selbst der Hass nicht immer die Ehe zur Lösung treibt, wenn so häufig zwei Menschen, die einmal aneinandergeschmiedet sind, lieber alles Gütige und Zarte, alle Fülle und Freudigkeit des Daseins dahingeben, ehe sie auseinandergehen, so liegt die Ursache zumeist in der Rücksicht auf die Kinder und in der Angst der Frauen vor einer Trennung, die sie nicht nur des materiellen, sondern zugleich des geistigen Haltes völlig beraubt. Die Frau in einer höher entwickelten, geschweige denn in einer sozialistischen Zukunft wird — das dürfte nur Genosse Fischer überhaupt in Zweifel ziehen — in Zeiten, da die Mutterschaft sie bindet, durch die Gesellschaft wirtschaftlich sichergestellt sein, und die Erziehung zu persönlich-geistiger Selbständigkeit wird die Schrecken des Gedankens an ein Alleinstehen für sie, zum Teil wenigstens, vernichten. Dazu kommen die Lockungen der Freiheit, die dem jugendlich-heissblütigen Weibe genau so gefährlich werden dürften, wie sie es dem Manne werden. Nicht gerade nur im grobsinnlichen Sinne, sondern mindestens so sehr durch die seelischen Beziehungen, die sich in der vollen Ungebundenheit des Miteinanderlernens und Strebens sehr bald in hundert Formen knüpfen, und denen der leis erotische Schimmer, der sie so leicht umspielt, wo Mann und Weib in Frage kommen, nur um so mehr immer neuen und immer wechselnden Reiz verleihen werden. Denn das Sehnen nach dem Wechselvollen und Neuen, nach neuem Suchen und Finden liegt in der Natur mindestens der meisten jungen Menschen; es wird für uns nur gehindert und zurückgehalten durch die harten Schranken des gesellschaftlichen Zwanges. Da dieser Zwang für die Mehrzahl der Frauen durch die hemmendste wirtschaftliche und geistige Abhängigkeit vom Mann bestand, solange wir überhaupt von Kulturzuständen sprechen können, vermag vielleicht heute niemand auch nur annähernd die volle Grösse der Umwandlung vorauszusehen, die mit wirklicher Freiheit des Weibes in den Beziehungen der Geschlechter eintreten dürfte. Ganz einwandfrei aber scheint mir der Schluss, dass die wirtschaftlich-geistige Fortentwicklung des weiblichen Geschlechts, soweit wir sie jetzt schon als Tatsache betrachten können, die Ehe als solche nach den verschiedensten Seiten hin bedroht.

Bei alledem handelt es sich begrifflicherweise gar nicht so sehr darum, dass etwa in der Zukunft durch bessere Schulbildung und dahin gerichtete Erziehung sämtliche Frauen zu geistig selbständigen Menschen werden müssten, als vielmehr um die Wesensänderungen, die sich durch wirtschaftliche Wandlungen heute schon in breiten Schichten des weiblichen Geschlechts vollziehen, das heisst im wesentlichen um den Einfluss der äusseren Lebensselbständigkeit, die gewollt oder ungewollt auch die innere entwickelt. Denn nicht von einer bestimmten Höhe geistiger Individualisierung spreche ich hier, sondern nur von

dem Durchschnittsmasse des Persönlichkeitsbewusstseins, das jeder normale gebildete Mann besitzt, weil die Selbstbestimmung seiner Lebensführung im Verein mit einem gewissen Höhegrad geistiger Ausbildung es mit Notwendigkeit auslöst.

Schliesslich muss ich in Bezug auf die Zukunft der Ehe noch ein Moment erwähnen, das jedenfalls verstärkend nach der gleichen Richtung wirkt: Ich meine die gesamte Geistesentwicklung des modernen Menschen, die an sich schon auf erhöhte Individualisierung, auf ein Zurückschieben des Typischen gegenüber dem spezifisch Persönlichen, auf Veredlung und Verfeinerung auch der Glücks- und Liebesinstinkte gerichtet ist. Und die diesem Ziele immer weiter entgegentreiben dürfte, je stärker die Triebkräfte fortschreitender Sozialisierung den Kreis der Menschen dehnen müssen, für die die notwendigen Vorbedingungen irgend einer Persönlichkeitsentfaltung überhaupt bestehen. Auch diese Gefühlstendenzen, die ich, wie manches andere, hier nur andeutend erwähnen kann, sind im allgemeinen so wenig umstritten, dass sie von Andersdenkenden gerade als ein Hauptargument zu gunsten einer Veredlung und damit des Fortbestandes unserer Eheform in der Zukunft verwertet werden. Alles, was sich gegen die Ehe, gegen ihre traurigen und entwürdigenden Seiten sagen lässt — das wird nämlich vielfach jeder Kritik der Ehe entgegengehalten — trifft höchstens deren augenblickliche Gestalt, die heutige Durchschnittsehe, die in der Bourgeoisie aus mannigfachen Motiven, nur nicht denen wahrer seelischer Gemeinschaft, geschlossen zu werden pflegt, und der im Proletariat alle Bedingungen feinerer und geistigerer Ausgestaltung fehlen. Aber es kann niemals gelten für die Ehe der Zukunft, für eine ideale Lebensverbindung zweier Menschen, die — materiellem und sozialem Druck enthoben — durch die Liebe und zugleich durch tiefe persönliche Sympathie des Geistes und der Seele zusammengeführt werden. Je individueller und reicher die Menschen, je reifer und selbständiger besonders das weibliche Geschlecht sich entfaltet, desto persönlicher und edler, desto fester und unlöslicher aber auch wird das eheliche Bündnis.


Ich kann demgegenüber nur betonen, dass es meiner Anschauung nach die Gesetze menschlichen Fühlens und Werdens, die Variabilität der Empfindungen und die Entwicklungsfähigkeit des Geistes völlig verkennen heisst, wenn man für den Durchschnitt der Fälle die lebenslängliche Dauer in der Jugend geschlossener Liebesbündnisse annimmt. Eine lebenslängliche Dauer auf immer gleicher Empfindungshöhe und in immer gleichem Glücksbewusstsein. Ganz sicherlich finden sich so wunderbar aufeinander gestimmte Naturen auch in unserer Welt zuweilen durch eine leidenschaftliche und nie welkende Liebe gebunden; ganz sicher bedeutet auch jetzt schon für eine kleine Zahl spezifisch organisierter Menschen die Ehe selbst auf weit geringerer seelischer Höhe das Beste ihres Lebens, den innig-ruhigen persönlichen Daseinsbesitz. Wo zwei so empfindende Naturen ein reines Glück in einer Lebens- und Liebesgemeinschaft einmal gefunden haben, da würden sie es gewiss, auch wenn die Eheform als solche einst verschwinden sollte, als ein unwiederbringliches Gut ihr Leben lang zu wahren suchen, und ebenso, wie heute, würden sie dann vielleicht mit Recht als die Auserwählten des Geschickes gelten. Denn allerdings ruht in unserem innersten Wesen im Gegensatz zu jenem oben erwähnten Erregungsbedürfnis auch die Sehnsucht nach Einheitlichkeit und Ganzheit in der

Liebe als bestimmte Ausdrucksform unseres Strebens nach einem sicheren, ruhebringenden Ankerpunkt des Daseins. Aber uns interessiert hier nicht der Traum des Glückes, der für die meisten eben ewig entschwebender Traum bleibt, noch das Ausnahmelos einiger Wenigen: uns interessiert vielmehr einzig die Tendenz und der wahrscheinliche Gang der Entwicklung für die Mehrzahl der Menschen. Und da scheinen mir — mag das nun unserem Wünschen und Wollen entsprechen oder widerstreben — auch die rein psychologisch-geistigen Bestimmungsmomente für eine langsame Auflösung der Ehe die stärkeren und überwiegenden.

Selbstverständlich können sich solche Wandlungen niemals in plötzlicher oder sprunghafter Entwicklung, sondern stets nur in allmählichem, scheinbar regellosem, vielleicht oft unterbrochenem Wachstum vollziehen. Liegt aber der endliche Zielpunkt der Bewegung wirklich dort, wo ich ihn sehe, so fällt die ganze Argumentation für und wider die Beschäftigung des Weibes im Einzelhaushalt oder im öffentlichen Berufsleben in sich zusammen. Denn mit der Auflösung der Einzelfamilie erwächst für die Frau die zwingende Notwendigkeit, ihr Dasein durch die Ausübung einer Berufstätigkeit enger mit dem Leben der Gesamtheit zu verknüpfen, durch ihre Arbeit Äquivalentwerte für die Gesellschaft zu schaffen, von der sie dann weit unmittelbarer abhängt und Werte empfängt. Auch die Notwendigkeit, ihrem Leben einen ernsten Inhalt zu geben, wo sie nicht durch Kinderpflege und Erziehungsarbeit in Anspruch genommen ist. Wie sich freilich das Dasein des Weibes gestaltet, wo seine Mutterpflicht es ruft, wo die Störungen der Schwangerschaft, die Ernährung und Pflege des kleinen, die Erziehung des heranwachsenden Kindes fordernd und hemmend in das Berufsleben greifen: diesen Kernpunkt habe ich trotz seiner wesentlichen Bedeutung in diesem Zusammenhang absichtlich unberücksichtigt gelassen, um die Untersuchung nicht zu komplizieren. Die Mutterschaftsfrage ist ein Problem für sich; ich werde mich damit in einem besonderen Artikel zu beschäftigen haben.

XX

FRANZ STAUDINGER · COHEN UND KAUTSKY

 OHEN und Kautsky? Wie kann man die in einem Atem nennen? Gegensätze, die sich ausschließen: Gegensätze, wie Nordpol und Südpol.¹⁾ Der erste der Mann der Idee, der die ganze Ethik aus der Idee ableiten, die Idee zum weltbeherrschenden Ausgangspunkt machen möchte. »Die Idee muss restlos im Sollen aufgehen. Dieses Sollen beschreibt und bestimmt das Wollen, welches den Inhalt der Ethik bildet«, sagt Cohen. Der andere der Mann der historischen Entwicklung: »Die Wissenschaft hat es stets nur mit dem Erkennen des Notwendigen zu tun. Sie kann wohl dazu kommen, ein Sollen vorzuschreiben, aber dies darf stets nur als eine Konsequenz der Einsicht in das Notwendige auftreten.« Das sittliche Ideal hat bloss negativen Charakter. »Nicht von unserem sittlichen Ideal, sondern von bestimmten gegebenen materiellen Bedingungen hängt die Richtung ab, welche die gesellschaftliche Entwicklung in Wirklichkeit

¹⁾ Die Bücher der Genannten, die wir unseren Ausführungen zu Grunde legen, sind Hermann Cohen: *Ethik des reinen Willens (System der Philosophie, II. Teil)* /Berlin 1904' und Karl Kautsky: *Ethik und materialistische Geschichtsauffassung* Stuttgart 1906.